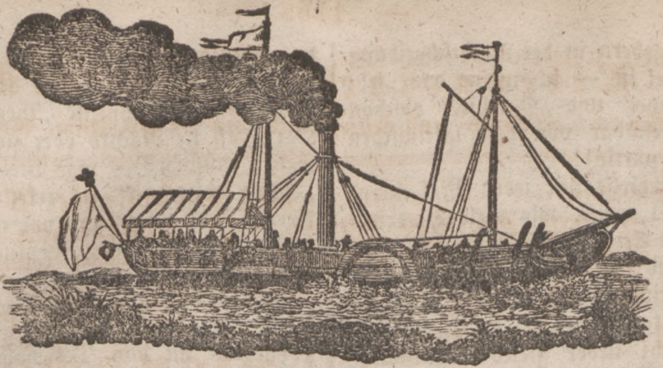
№ 145.

Donnerstag,
am 3. December
1840.

Von dieser den Interessen der Provinz, dem Volksleben und der Unterhaltung gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern,



welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro **Quartal aller Orten franco** liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Das Dampfboot.

Allgemeines humoristisches Unterhaltungs- und Volksblatt für die Provinz Preussen und die angrenzenden Orte.

Der Abschied.

Die bange, schwere Abschiedsstunde
Erklang vom Thurm, dem Zeitenmunde;
Da stand, ein bleicher Engel, sie
Vor mir mit wehmuthsfeuchtem Blick.
„O kehre," bat sie, „bald zurück!"
Und Wort und Blick vergeß ich nie!

Noch ein Mal durften meine Augen
Aus diesem Blick den Himmel saugen,
Ach! nur noch ein Mal küßt' ich sie.
Es fiel der Sonne letztes Licht
Ihr in das Thränenangesicht;
Und Thrän' und Kuß vergeß' ich nie!

Ich schloß sie fest in meine Arme
Und bat zu Gott: „O Herr, erbarme
Dich ihrer und beschütze sie!"
Da drückte still sie mir die Hand,
Zu ihrer Treue Unterpfand; —
Den Händedruck vergeß ich nie!

Arthur vom Friedhoff.

Etwas Orthographisches.

(Schluß.)

In meinem Gedächtnisse taucht freundlich winkend ein grüner Aermel auf; ein wohlgerundeter Arm ist darein gehüllt, markvoll und fleischig, und daran sitzt eine glänzende, fette Hand. — O, diese Hand war besonders wohlthätig und geschickt in unparteiischer Mittheilung gar nützlicher Dinge, erfreulicher Gaben, unter denen besonders zwei Sorten von ausnehmender Güte waren, die man für gewöhnlich „Maulschellen" und „Ohrfeigen" zu nennen pflegt. Ich küsse noch im Geiste diese Hand und zwar mit derselben Ehrerbietung fast wie im unverhofften Glücksfalle die der freundlichen Leserin, die ja zum Theile auch jener die Aufschlüsse hochweiser Gelahrtheit zu verdanken hat, die mein bescheidener Mund ihr eben mittheilt. Jene Hand, sie malt mit weißer Kreide auf schwarze Tafel jene Worte hin, die zu so vielen Verdrehungen Anlaß geben, allein in unverkürzter Richtigkeit, mithin „unseren," „tapferen," „anderen!" Jetzt streicht sie das erstere „e" aus, und dazu erschallen die pythischen Worte: „das „e" in der Endsylbe darf hier nimmermehr synkopirt werden; denn es gehört der Endung an. Will man jedoch die Verkürzung anwenden, so darf es höchstens heißen — „unsren," „tapfren," „andren!"*) So lauteten die Gesetzesworte, und sie tönen deutlich noch in meinem Ohre wieder — aber, ach! wie oft muß ich dennoch dagegen sündigen sehen! —

Ein Buchstabe ist es sodann, der mir und gewiß manchem Anderen mit mir unsäglichen Kummer bereitet, der den unsre Sprache erlernenden Franzmännern

*) Geehrter Herr Setzer, werden Sie hier nur nicht malitiöse!

ein Greuel, unsren Tonangebern in der Rechtschreibung ein fortwährender Zankapfel ist — ich meine das „h!“ Noch immer z. B. „Parthei“ und „Parthie,“ obschon sich dieselben doch unverkennbar von dem lateinischen pars, tis herleiten (part, partie)!

Dieses fatale „h“ verdirbt mir jedes Mal meine gute Laune. Der Himmel weiß, wie viele Verdrießlichkeiten, wie mannigfache Aergernisse mir die „Armut“ z. B. schon bereitet — und das verwünschte „h“ noch daran, beim Zeus! — es grinset mir stets wie das schadenfrohe Lachen des Satans entgegen! — Ha, ha, ha, ha!“ —

Will man denn nicht lieber gleich „Armmuth“ schreiben, da man mit diesem „h“ (statt das „ut“ als eine Endsylbe und weiter nichts zu betrachten) doch anzudeuten scheint, daß es dem Armen an Muth fehle? Aber — du lieber Gott! er besitzt davon gewiß nicht weniger, als der Reiche, der vielleicht nur mit dem aufgeblasenen Hochmuthe, dem sich lächerlich blähenden Uebermuthe, den garstigen Vettern aus der zahlreichen Sippschaft des Muthes, genauer und öfter Umgang pflegt, wogegen der Arme viel häufiger mit den liebenswürdigen Bäschen desselben, der milden Demuth, der holden Sanftmuth und der anspruchslosen Anmuth in Eintracht und Freundschaft lebt. Nur besuchen ihn freilich auch deren elegische und melancholische Schwestern manchmal, die stille Wehmuth, die schwarz gekleidete Schwermuth! —

Noch übler ergeht es mir mit der „Heimat!“ Welch' süße Laute: „Hei — mat!“ Es ist das schönste, das lieblichste Wort unsrer Sprache, ein wahres ὄνομα ποιητικόν, wie das ähnliche, aber entgegengesetzte „Ferne,“ das unwillkürlich (küren) die Seele mit Sehnsucht erfüllt und sie hinüberreißt in andere, schönere Räume, und das sich, wie um den Poeten zu gefallen, schon an und für sich reimet mit den gleiche Gefühle erzeugenden „Sternen.“ Wahrlich, wenn ich jemals fern von den vaterländischen Fluren in heiterer Fremde mich befinden und dort recht wohl gefallen sollte, und es träte Jemand zu mir und spräche nur das eine Wort „Heimat“ so recht weich und volltönend aus: sie würde lockend und einladend wieder emporknospen in meiner Erinnerung, und ich würde mich, wie der Schweizer bei seinem Kuhreigen, hin zu ihr sehnen und nach ihr schmachten, und flösse ihr theurer Boden gleich über von Fusel und von Thorheit! — Und nun das abscheuliche „h“ dahinter; nein! kaum kann ich es anschauen, so sinnlos gähnt es mich an! — Nicht besser steht's um die „Heirat,“ um das „Heiraten“ — ewig noch „Heirath“ und „heirathen,“ wiewohl es bei diesen Dingen bekanntlich doch gerade am öftesten an „Rath,“ besonders an gutem „Rathe“ gebricht.

Und erzählt uns irgend ein geschwätziges Männlein von seinen eigenen winzigen Erlebnissen, oder den wundersamen andrer erdichteter Helden; so hören wir von Nichts als von „Abentheuern,“ und Alles wird da „abentheuerlich.“ Schon wieder das vermaledeite „h!“ — Will man damit denn ausdrücken, daß solche Begegnisse gewöhnlich „theuer“ zu stehen kommen? Oder daß sie Nachts oder an finstern Abenden sich zutragen müßten? — was Viele noch deutlicher mit ihrem „Abendtheuer“ zu erkennen geben. Den grünen Aermel sehe ich wieder vor mir — und die weiße Hand zeichnet ein kolossales aventurus, a, um (P. F. A. von avenire) an die schwarze Tafel und darunter das französische „l'aventure,“ unverkennbar immer das nämliche Wort, wie unser „Abenteuer.“ Und ich denke an die aventures du bon Télémaque und an manche andre dabei, aber auch daran, daß ich die Geduld des freundlichen Lesers sicherlich bereits auf eine harte Probe gestellt — Qu'il excuse mon babil!

A. Sanschoix.

Glossen.

— Das einzige symbolische Buch der Christen ist die Bibel. Die andren sogenannten symbolischen Bücher haben sich bereits überlebt, oder sind, trotz aller angelegten Hemmketten, schon auf dem Wege sich zu überleben.

— Symbolische Bücher, Decretalien u. s. w. verhalten sich zu der ehrwürdigen heil. Schrift, wie die kleinen Buden, welche an unsere gothischen Kirchen sich anlehnen, zu jenen. Mit der Zeit wird man diese Anhängsel, die das Hauptgebäude entstellen, entfernen.

— Viele Schriftausleger sind nur Schriftverdreher. Sie wollen mit Hilfe der heil. Schrift ihr oft unheiliges Religions-System auslegen.

— Ein schlichter gemeiner frommer Mann müßte die Bibel richtiger und fruchtbarer auslegen können, als ein in sein System verschraubter Theologe.

Briefliche Mittheilungen.

Berlin, den 27. November 1840.

Der deutsche Jahn, der Biedermann, der diesen Beinamen vor allen Andern verdient, ist jetzt von seinem Banne, nach welchem er sich an keinem Orte, in welchem sich ein Gymnasium oder eine Universität befindet, aufhalten durfte, befreit worden. Auch hat er das wohlverdiente eiserne Kreuz erhalten. Er lebte mit einer Pension von 1000 Thalern zu Freiburg an der Unstrut. — Der bekannte Reisende und um die Verbesserung der Gefängnisse verdiente Dr. Julius aus Hamburg ist auf Befehl des Königs hierher berufen worden, um mit dem Justizminister an einer bessern Einrichtung der preußischen Gefängnisse zu arbeiten. — Bei dem Geburtstage der Königin hat unser geistreicher Monarch wieder einige Proben von seiner jovialen Gemüthlichkeit gegeben. Die unbesoldeten Communalbeamten luden das königliche Paar zu einem Mittagsmahle ein, erhielten jedoch von Se. Majestät den Bescheid: Meine Herren, den Geburtstag meiner Frau feiere ich, wie dies in jedem Familienkreise Sitte

ist, in meinem Hause! Bei der Tafel brachte der König einen Toast auf das Wohl Höchstseiner Gemahlin aus. — Die Kunstausstellung hat sich dies Jahr weder durch besonders werthvolle Bilder ausgezeichnet, noch auch von Seiten des Publikums große Theilnahme gehabt, so daß sie künftighin wieder nur alle zwei Jahre statt finden soll. — Es ist jetzt hier ein Seminarium für jüdische Schullehrer errichtet und am 18. November durch einen feierlichen Akt, wobei der Gemeindevorsteher Dr. Veit und der Vorsteher der Anstalt Dr. Zunz Reden hielten, in Anwesenheit vieler hohen Staatsbeamten, eröffnet worden.

Petersburg, den 4. November 1840.

Seit einigen Tagen schneit es bei uns recht oft, will aber immer nicht frieren, so daß, obgleich man eine Schlittenbahn erwartet, doch keine sobald sein wird. Die vom thauenden Schnee bedeckten Straßen geben jetzt ein sehr unanständiges, schmutziges Ansehn unserm sonst reinlichen Petersburg. Wie ist doch der Anblick so schön, wenn die breiten Straßen der Hauptstadt, vom winterlichen weißen Tuche bedeckt, in der Sonne fernem Strahl glänzen, die Schlitten schnell und ohne Geräusch dahingleiten, wie auf Windesflügeln dem Auge des Zuschauers enteilend. Mit dem ersten bleibenden Schnee kömmt die wahre Saison der Vergnügungen, die Zeit, welche von manchem schwellenden Busen, von manchem jugendlich-klopfenden Herzen sehnsüchtig erwartet wird, die Zeit, wo der Schönheit Scepter in vollem Glanze strahlt und ein demüthiger Tribut den Schönen von allen Seiten zu Theil wird. Wie solltet Ihr jungen blühenden Wesen nicht diese glücklichen Minuten Eures Ruhms ungeduldig erwarten, wie solltet Ihr nicht bald auf dem glatten Kriegsfelde der Salons Eure Taktik bewähren und das süße Gift der schwülstigen Complimente eines Schmeichlers einsaugen wollen? . . . Und in dem Lichtmeere wogen Hunderte hin und her, ihre Blicke heften sich an der Schönen lockiges Seidenhaar, oder an ihr wie das winterliche Tuch da draußen blendend weißes Händchen. Eine glühende Atmosphäre von Seufzern, (welche wie elektrische Funken der Liebe Gas entzünden) leise widerhallend, erfüllet die Räume der Säle, und die Luftwellen umkreisen die schwebende Tänzerin, ihren heißen Kuß auf die Rosenlippen drückend. Das Lächeln einer innern Zufriedenheit verschönert die schönen Züge, es ist, als ob das Bild der Fortuna aus diesem Antlitz schaue . . . Ist nun aber der Ball vorüber, das geistlose Geschnatter und die schöne, beredsame Musik zu Ende, dann wird die tief athmende, vom Tanzen ermüdete Siegerin in einen weichen Zobelpelz, der sich um ihre schlanken Glieder schmiegt, eingehüllt — doch draußen, o weh! ein Athemhauch, und die kalte frostige Luft hat wie ein schneidender Dolch das schöne Leben getroffen, das klopfende Herz ertödtet, das feurige Auge gebrochen. Nach ein Paar Tagen ist das zarte Roth von der wie Meerschaum weißen Wange gewichen, sind die Händchen in einander gekreuzt in stillem, ewigen Frieden, ist der jugendliche Körper in der zeitlichen hölzernen Behausung verborgen, und die noch nicht erblühte Knospe erstarrt, im kalten Schooße der Erde vergraben . . . Und der Schnee kömmt wieder nach einem Jahre der Trennung, der Frost bedeckt von Neuem die Bäume mit silbernen, in der Sonne blitzenden Funken, der Saal wird wie vorhin von des Lichtes Wellen und der Musik Klängen erfüllt, doch die Schöne kehret nimmer wieder . . . Dieselben Seufzer, dieselbe Bewunderung werden einer Andern zu Theil, doch Sie — kehret nimmer wieder. — Dieses ist nur die Erinnerung an einen Fall, der sich bei uns so oft wiederholt, daß man feiner nicht einmal erwähnt. So hat denn Alles seine guten und schlechten Seiten, der Frost vergnügt die Einen und vergrößert die Sorgen der Andern, erwecket eine ganze Stadt zu einem rüstigen Leben und tödtet manches blühende, den Weihrauch der Bewunderung einathmende Wesen. Der Frost ist eine unumgängliche Sache für den Russen, er kann sich nicht vorstellen, daß man ohne diese Veränderung des Wetters zufrieden leben könne, und es giebt im Russischen den Frost betreffende Ausdrücke, welche in keiner andern Sprache zu finden, noch in eine andere zu übersetzen sind. Sagte doch ein russicher Bauer, als er von Italien sprechen hörte: „Die Armen, wie können sie es dort aushalten, sie wissen nicht einmal, was das heißt, so ein tüchtiger, schöner Frost, die Unglücklichen!“ Mit dem Winter fangen auch gelehrte Beschäftigungen in unserm Publikum an. Jetzt werden öffentliche Vorlesungen über die französische Literatur von H. Bonnet gehalten. Möchten wir doch dieses Jahr öffentliche Lektionen unseres ersten Chemikers H. Heß oder unseres berühmten Mathematikers Ostrogradski hören. Letzterer hat alle Jahr seinen Cursus der „Differenz- und Integral-Rechnung“ und auch den der „theoretischen Mechanik“ angefangen, ihn aber nie, Krankheits halber, beendigen können. An guten Mathematikern fehlt es bei uns nicht; so nimmt einen Ehrenplatz unter ihnen unser Akademiker Buniakowski (welcher das gediegene mathematische Lexikon, dessen erste Theile jetzt erschienen, geschrieben) ein. Sein im Journal „der Leuchtthurm der Aufklärung“ über die bösen Folgen der Lotterie uud des Kartenspiels und anderer Kapitalisten-Wagstücke geschriebener Artikel ist würdig, in jede Sprache übersetzt zu werden. Es ist darin mathematisch bewiesen, daß man beim Kartenspiel (im Ganzen und Allgemeinen genommen) immer im Verluste ist, daß es vortheilhafter sei, sein Kapital getheilt in verschiedenen und mehren Geschäften zu gebrauchen, als es ganz für eine Speculation hinzugeben u. s. w. — Die Verbindung mit dem Darmstädtschen Hause hat auch der Wissenschaft Nutzen gebracht, denn durch die Fürsprache des Darmstädtschen Nachfolgers hat der Kaiser die Erlaubniß ertheilt, ein Zebra (welche Thierart — bos urus — nur in den Kronwäldern von Bielowitsch gefunden wird) für die rheinische Naturforscher-Gesellschaft in Mainz zu erschießen. — Im Kreise von Krementschuk haben sich plötzlich eine Menge Raupen gezeigt, deren Anzahl so groß war,*) daß sie eine ganze Straße anfüllten. Die Nähe der Militair-Kolonien schien ihnen eine Art von militarischen Geist mitgetheilt zu haben, denn sie gingen ordentlich in Reih und Glied, vollführten an mehren Stellen, nach einer ihnen eigenen Taktik, Uebergänge über den Fluß. Alles dieses war so schön executirt, daß die Nationalgardisten von Paris das neue Militair, ihrer Ordnung und Freiheit wegen, beneidet hätten; ordre et liberté, beides war hier zum ersten Male in der Welt innig vereinigt. Nicht zufrieden mit ihren Manoeuvres, reiste die militairische Karavane weiter und zeigte sich in den Umgegenden. Dabei ist zu bemerken, daß der in der Garde Nationale ein wenig vergessene Respekt gegen Aeltere, bei den Raupen geübt wurde. Die jungen Raupen gingen nämlich in den vorderen Reihen und defilirten, wie fixe Grenadiere, etwas zu schnell, so daß die Alten, eine Art von Arriergarde bildend, nachblieben, alsdann standen die jüngern Krieger still und warteten, bis sie von den Alten erreicht wurden; das wiederholte sich so oft, als die vieux gragnards stehen blieben, um auszuruhen.

Woldemar von Zimmermann.

*) Diese Nachricht ist officiell im Journal des Ministeriums des Innern, und nachher in allen russischen Journalen gedruckt worden.

Palindrom.

In des Kaufmanns Laden
Ist es aufgestellt,
Und in allen Stuben
Der gelehrten Welt.
Und vom andern Ende
Braucht man es zu Feld',
Drinnen ruht der Krieger
Unter seinem Zelt.

Rz.

Reise um die Welt.

*** In der Uckermark sollen sich pietistische Bewegungen gezeigt haben, besonders soll das Dorf Wellrow der Hauptheerd des Separatisten-Unwesens gewesen sein. Solche Umtriebe, die oft der Heuchelei und wohl gar dem Eigennutze zum Deckmantel dienen, und der von dem gütigen Schöpfer dem Menschen verliehenen Vernunft und dem ihm hiedurch beiwohnenden guten Geiste widersprechen, werden leider von schwachsinnigen, übrigens in ihrem Lebenswandel nicht zu tadelnden geistlichen Schriftstellern veranlaßt. Sie behaupten:

Was wir lehren, ist das Rechte,
Andere sind nur Sündenknechte.

*** Bei Gelegenheit, daß einige längst in den Hintergrund verscheuchte intolerante Religionslehren wieder in Wirksamkeit gesetzt werden sollen, wird an das Schreiben erinnert, welches Friedrich der Große an den Verfasser der Schrift: „Die Lehre von der Sünde wider den heil. Geist,“ ergehen ließ. Dieses lautete: „Seine Sünde wider den heiligen Geist habe ich erhalten, und bitte Gott, daß er seine Vernunft in seinen heiligen Schutz nehmen möge.“

*** Ein Dresdener Blatt berichtet, daß man für ein mit dem Apostel Stephani ausgewandertes Mitglied der Altgläubigen, welches gern aus Amerika nach dem sündhaften Dresden zurückwandern möchte, 500 Thaler durch Unterschrift aufbringen wollte. Allein dieser Plan fand keinen Beifall, denn keiner der sündhaften Dresdener wollte sich gern zum Bezahlen fremder Thorheiten entschließen. Der ehemalige Pastor an der böhmischen Kirche zu Dresden, Stephani, ist jetzt 63 Jahre alt, er verließ seine Leinweber-Profession, um Theologie zu studiren, und bezog im Jahre 1802 als 25jähriger Quartaner das Gymnasium zu Breslau.

*** Die Mode, nach Titeln zu streben, hat früher auch in Polen geherrscht. Wenn man die Amtstitel Woiewode, Starost u. a. ausnimmt, so waren die Kronvorschneider, Kronjäger u. a. m. nur Ehrentitel, die man sich von dem Könige zu erbitten pflegte. Später, als die Polen Reisen nach andern Ländern machten, legten viele sich ohne weiteres die Titel: Graf, Baron u. a. bei. Für diese beiden Benennungen hat die polnische Sprache kein Wort, sondern nur ein deutsch klingendes **Hrabia** und das lateinische **Baro**. Einem reichen Gutsbesitzer wurde oft von seinen Tischfreunden der Titel Graf beigelegt, und dieser vererbte sich in der folgenden Generation. Denn nur wenige polnische Familien haben sich den sogenannten deutschen Reichsgrafentitel erworben. Diesem Titelunfug ist durch die Verfügung der polnischen Regierung vorgebeugt, und eine heraldische Commission bestimmt, welche über Adels- und Titelverhältnisse die nöthigen Beweise einfordert, und bestätigen oder verwerfen kann. Dadurch ist freilich so mancher sogenannte Edelmann in den Bürger- oder Bauernstand gewiesen, und viele Grafen und Barone sind ihrer usurpirten Titel verlustig gegangen. In manchen Ländern, wo oft Titel noch etwas gelten, mag wohl mancher wider seinen Willen einen Grafen- oder Baronstitel haben annehmen müssen, allein in Polen kann jetzt das nicht gelten, aber wohl der Sinnspruch: Jedem das Seine. Die französischen Zeitungen meldeten, daß ein Fürst Ominski jetzt in Paris einer Buchbinderei vorstehe. Diese Angabe beruht gewiß auf einem Irrthum, dieser Gewerbsmann heißt wahrscheinlich Oginski, herstammend aus der reichsgräflichen Familie, deren Vorfahr mit der Woiewodschaft Trozk belehnt gewesen. Uebrigens soll dieser gräfliche Buchbindermeister seinem Stande Ehre machen und vortreffliche Arbeiten liefern.

*** Der Erzbischof von Bordeaux, Davian, war keiner von denen, welche sagen: Gut geregelte Mildthätigkeit fängt bei mir selbst an. Er gab Alles den Armen und versagte sich oft selbst die nothwendigsten Dinge. Sein Kammerdiener bat ihn, sich doch einen neuen Rock anfertigen zu lassen. Er antwortete: erst müssen meine Hausarmen bedacht werden, dann kömmt's an mich. Der Kammerdiener klagte seine Noth einer Dame aus der Bekanntschaft des Prälaten. Die Dame wandte sich an diesen mit den Worten: Ich kenne einen armen Mann, der deßhalb nicht ausgehen kann, weil er keinen Rock hat. Nun, da haben Sie vierzig Franken, schaffen Sie Ihrem Schützling einen neuen Rock. Später wurde dem Prälaten ein neuer Rock gebracht. Der geistliche Herr wollte schmollen und fragte: wer hat mir den geschickt? „Die Frau Gräfin.“ Sie hat ja mich für einen Armen angesprochen. „Der Arme waren Sie, Monseigneur.“

*** Der ehemals gefeierte Bassist Siebert singt jetzt in der Kirmeß-Saison den Bauern zu Altenburg mit Begleitung der Posaune etwas „Häßlich-schienes“ vor und ladet dazu durch das Wochenblatt ein. **Sic transit gloria mundi!**

*** Letzthin trat auf einem kleinen Londoner Theater ein Schauspieler, welcher wegen Kurzsichtigkeit stets eine Brille trägt, aus Zerstreutheit, als geblendeter Belisar mit der Brille auf; — das Publikum klatschte.

*** Mathisson sagt von dem berühmten Epigrammatiker und Mathematiker Kästner: „Kästners Schriftzüge haben, aus einiger Enfernung gesehen, die auffallendste Aehnlichkeit mit denen der Araber; so wie seine Gesichtszüge, in der Nähe betrachtet, mit denen der Hebräer.“

*** In X. machte ein Waarenhändler bekannt: Ich werde die Kattune, um aufzuräumen, unter dem Preise, den sie mir kosten, verkaufen. Ein Bekannter des Verkäufers sagte: das kann er gar nicht, denn er hat noch keinen Groschen dafür bezahlt.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 145. Am 3. December 1840.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes hat sich in fast alle Orte der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.



Heinrich Steffens.

Da man jetzt von Steffens so viel her und hin redet, besonders seit der erste Theil seiner Memoiren erschienen, ist es vielleicht den Lesern von Interesse, etwas Näheres über seine Persönlichkeit und sein Wirken zu hören.

Steffens ist von mittlerer Größe, schlank und beweglich, mit einem lebhaften, freundlichen Gesichte. Aber dieses freundliche Gesicht ist kein freundliches Philistergesicht, wie es einem alle Tage, hier und dort, kalt und theilnahmlos entgegenglotzt. Nein, es ist ein freundliches, liebes Poetengesicht, in dessen lächelnden Zügen um den Mund die lieblichsten und genialsten Gedanken gefesselt liegen. So ein freundliches Poetengesicht, das man nur anzuschauen braucht, um poetisch gestimmt zu werden, und davon sind die lustigen Studio's meine Zeugen.

Wenn Steffens in den Lehrsaal tritt, den Rednerstuhl besteigt, die Uhr vor sich hinlegt und beginnt: „Meine Herren!" — da ist's mäuschenstill geworden, und auch die lustigsten Bursche schauen ernst und gelehrt und machen ein Gesicht so feierlich horchend, als wär's der liebe Herrgott selber, der vor sie hingetreten und ihnen enthüllen wollte die ewige Weisheit der Welt. Ja, und wenn Einer zu spät kommt, da nehmen sie's gewaltig übel und scharren mit den Füßen, daß dem armen Nachzügler das Blut in die Backen schießt. Denn die Studio's alle, die lustigen und die tragischen, die Füchse wie die bemoosten Häupter, sie lieben alle ihren Steffens, ihren schmächtigen Professor, und leiden's nicht gern, daß ihm Einer mit stichlichen Reden zu Leibe geht.

Wer Steffens das erste Mal auf dem Stuhle vor den Studenten reden hört, empfindet gewiß einen gar seltsamen Eindruck. Man denke sich eine hastige, polternde Sprache, die noch dazu die Zischlaute stark hervortönen läßt, man denke sich einen deutschen Professor von deutschen Studenten auf dem Rednerstuhl -- Gott im Himmel! und dieser Professor spricht nicht einmal richtig deutsch.

Erheben sich denn die Studios nicht, lärmen sie denn nicht und trommeln den Herrn Professor zur Thür hinaus, der einen polternden Vortrag nicht einmal richtig deutsch vor ihre Ohren bringt? Alles mäuschenstill. Halt! da erhebt sich Einer, hoch und vierschrötig, der schüttelt die langen Locken von den Ohren. — Nun wird der Spektakel losgehen. Gott sei dem Professor gnädig! — Alles mäuschenstill. Der lange Student konnte den Professor nicht sehen, darum stand er auf, und um kein Wort zu verlieren, schüttelte er die langen Locken von den Ohren. Das ist eine seltsame Geschichte, aber es wird Einem wohl dabei.

Die Herren Studio's merken wohl, was an den schmächtigen Professor ist, und scheeren sich den Kukuk um die Aussprache und die Fehler. Sie wissen ja, daß er ein Däne ist und ein warmes, deutsches, schönes Herz in der Brust hat, und daß seine Vorträge ganz vortrefflich sind.

Ja, es ist wahr, Steffens Sprache ist polternd, zischend, aber dennoch weich, zart und melodisch. Steffens spricht nicht ganz richtig deutsch, aber spricht stets die Sache, wie er sie meint, und bringt seine Gedanken ganz und vollständig vor die Seele seiner Zuhörer. — Seine Redeform ist gediegen. Meistens reiht er kurze Sätze an einander, und nur hier und da zieht er in die Länge, vermeidet aber stets den Schwulst. Dabei hat sein Vortrag keinen falschen Pathos, sondern eine volltönige, gediegene Betonung und einen schön-rednerischen Fluß, den die Begeisterung, mit der er seinen Gegenstand erfaßt und belebt, wohlthuend durchglüht. Aber das ist alles nichts, wenn man sein Gesicht dabei nicht beobachten kann. Da webt, da lebt die ganze Gluth, die ganze Frische seiner Gedanken. Von Zeit zu Zeit fährt er leise mit der Hand über die Stirn herab bis zum Mund. Da zieht er gleichsam eine neue Saite auf, die er ertönen lassen wird, und leitet mit der Hand die Klänge herab aus dem Gemüth auf die Lippen, wo sie lebendig werden. Sein lebhaftes Auge ist in steter Bewegung, und in seinen Zügen spielt das schöne Lächeln so kindlich hingebend, daß es mir vorgekommen, als sei der Mann in seinem Greisenalter wieder Jüngling geworden. Alles hat die Jugend angeweht lebenduftig, seelenfrisch, die Wangen, die Lippen, die Augen, nur die Haare nicht, die aus Aerger darüber nur noch bleicher und dünner geworden, und sich nun, wenn alles andere an diesem Kopfe jugendlich lächelt, altersgrämlich dazwischendrängen.

Wenn Steffens aus Vorgeführtem eine Folgerung, einen Schluß ziehen will, dann muß man dieses Gesicht betrachten, wie es sich zusammenzieht, geheimnißvoll, schelmisch, ernst. Wie der Mund sich räthselhaft verschwiegen zusammendrückt, und die Augen in lebhafter Neugier so spöttisch dreinblicken, als wollten sie den Mund hänseln

und necken, daß er den Verschwiegenen spielen will über Etwas, was sie doch längst schon wissen. Und dann, wenn nun die Folgerung ausgesprochen ist, da gehen die Züge aus einander und thun sich auf hell und offen, wie das Geheimniß, das sie verhüllten. Da lächelt das Auge, da lächelt der Mund so syrenenhaft süß, daß es mir vorgekommen ist, als hätten sich Mund und Augen lustige Schelmchen gescholten.

Man muß Steffens sehen unter den jugendlich kecken Studentengesichtern, wie sie ihn anschauen und ihm fleißig nachschreiben, und wie er ihnen entgegenlächelt. — Kommt es Einem doch vor, als sei man in eine Kinderstube getreten, und ein heiter blickender Greis erzähle den Knaben Mährchen und Geistergeschichten, und sie horchen ihm zu seeleninnig, träumeberauscht, und man wird wie vom Mährchenhauche bezaubert, und muß auch hinhören auf die seltsamen Dinge.

Und ist doch dem nicht so, sind doch die Herren Studenten keine Knaben, sondern Männlein mit stattlichen Bärten und klingenden Sporen, und sind es doch keine Mährchen, die sie hören, sondern pure, lautere Weisheit.

Feodor Wehl.

Die Herausforderung.

Vor einigen Jahren lebte auf der Insel Bourbon an den malerischen Ufern des Annaflusses im ruhigen Familienleben ein ehrlicher Creole, Namens Porphyr, den die allgemeine Meinung als mit ungewöhnlicher Körperkraft begabt bezeichnete, obschon er nur selten davon Gebrauch machte, weßhalb auch diese Meinung von manchen Personen in Zweifel gezogen wurde. Man suchte ihn häufig zu reizen, um sich mit ihm zu messen, oder vielmehr, damit er vor aller Augen den Ruf als Herkules, den er erworben hatte, vollauf rechtfertigen möge; allein Porphyr würdigte diese Herausforderungen keiner Antwort und behielt das Geheimniß seiner Stärke für sich.

Ein gewisser Christoph, ehemaliger Steuermann auf einem Kriegsschiffe, der für einen Herkules galt und sich darauf nicht wenig zu Gute that, wurde durch den Ruf seines Mitbewerbers verletzt, der den selbigen zu erdrücken schien. Er beschloß daher eines Tages, nach dem Annaflusse aufzubrechen und den Porphyr zum Ringkampfe herauszufordern, dessen Erfolg die beiderseitigen Kräfte beweisen und ihren Ruhm unter den Insulanern unwiderruflich feststellen sollte. Er machte die zwölf Wegstunden zu Fuße und kam am Morgen in die Hütte seines Rivalen, just in dem Augenblicke, als sich dieser zum Frühstück an den Tisch setzte. Nachdem Christoph ihm den Beweggrund seiner Fußwanderung auseinander gesetzt hatte, fügte er noch hinzu, er wünsche, daß der Kampf vor mehren Zeugen statt finde. Porphyr nahm den Antrag ruhig und ohne Widerstreben an, und nöthigte seinen Gast mit vieler Höflichkeit, sein bescheidenes Mahl zu theilen, wornach er ihm gerne folgen würde. „Aber,“ setzte Porphyr hinzu, „um dich so zu bewirthen, wie ich es wünsche, finde ich meinen Morgenimbiß zu spärlich, und da ich schon seit einigen Tagen die Absicht hatte, ein herrliches Mastschwein, das ich in meinem Garten halte, zu schlachten, so will ich es gleich jetzt von meinen Schwarzen abthun und zubereiten lassen, daß wir das köstliche Fettfleisch ganz heiß mit einander verspeisen können, denn ich werde nicht sobald wieder eine so gute Gesellschaft bekommen. Was meinst Du?“

Christoph, den ein gutes Frühstück stets anlächelte, gab sich keine Mühe, Porphyrs Vorschlag zu bekämpfen, und sie gingen Beide in den Garten, wo sich das Thier befand. Auf dem Wege dahin sagte der Exsteuermann zum Creolen, „daß man bei dem Ringkampfe auch wetten müsse, damit der Sieger ein Beweisstück seiner Ueberlegenheit vorzeigen könne, und er setze gern seine silberne Sackuhr ein, sobald er eine Summe von zehn Piastern daran wagen wolle.“

Porphyr rief einen Schwarzen herbei, sagte aber zugleich zu Christoph, „daß er sich ganz allein der Schlächterarbeit unterziehen wolle.“ Mit einem Sprunge war er auf der vier Fuß hohen Hofmauer und dem Thiere gegenüber, das mindestens dreihundert Pfund wog. Christoph sah, an der Mauerwand lehnend, mit Befremdung, wie Porphyr sich desselben bemeisterte, und es mit einem einzigen Faustschlag auf den Kopf bewegungslos zu seinen Füßen hinstreckte.

„Fang' auf, Christoph!“ rief der Creole, und in demselben Moment faßte er das Schwein mit einer Hand beim Ohr, und warf es über die Mauer hinüber.

Christoph überlegte, was er so eben gesehen, und er war — besiegt. Die Schwarzen eilten herbei, ließen das Schwein ausbluten und zerstückten es sodann. Als die Mahlzeit fertig war, setzte man sich an den Tisch. Allein der Seemann war nachdenklich, aß wenig, trank dafür desto mehr, und sprach kein Wort mehr von dem Probekampf.

Nachdem sie gegessen, sagte Porphyr: „Nun stehe ich Dir zu Befehl.“ — „Mein Freund,“ entgegnete Christoph, „wenn man eben ein gutes Frühstück zu sich genommen, ist es gefährlich, sich eine Unverdaulichkeit an den Hals zu ziehen.“ — „Ich verstehe Dich,“ erwiederte der Creole, „allein da ich keine Uhr habe, so kannst Du wohl Deinen Kameraden in St. Denis, die den Zweck Deiner Reise wissen, sagen, Du habest mir mit der Deinen ein Geschenk gemacht, um mir ein Andenken zu lassen an diesen Tag.“ Christoph fügte sich in diese Forderung mit anscheinender Gefälligkeit und sprach in der Folge niemals wieder von seiner Körperstärke, deren er sich vor diesem seltsamen Abenteuer vielfältig gerühmt hatte.

Z.

Kajütenfracht.

— Vom 19. bis 23. November wurden 10 Diebstähle der Behörde bekannt. Die bedeutendern davon waren:

Nachdem aus einem verschlossenen Keller der Johannisgasse 85 Pfund Butter, aus verschlossenem Keller auf dem langen Markte mehre Küpen mit Aepfeln und Birnen mittelst Nachschlüssels entwendet und gleiche Nachschlüssel-Diebstähle an verschiedenen Orten versucht worden waren, versteckten sich die Beamten mehre Abende in der Gegend des Obstkellers und ergriffen die Diebe am 16. Novbr., zwei berüchtigte Observaten, nachdem dieselben den Keller wiederholt durch Nachschlüssel geöffnet; der eine der Diebe, der ein offenes Geständniß abgelegt, ist ein gelernter Schlosser und Nagelschmied. — Ein Sattlerbursche wurde von zwei bereits gestraften jungen Leuten am 19. v. M. Abends aufgefordert, im Namen des Vaters einer dieser jungen Leute, in einen Krämerladen zu gehen und dort 1 Rthlr. zu borgen, der Krämer schöpfte Verdacht, und da er gleichzeitig die Begleiter des Burschen Signale mit Pfeifen geben hörte, so schickte er nach einem Beamten, der zeitig genug kam, um alle Drei zu verhaften, wonächst es sich durch Eingeständniß ergab, daß der Krämer um den Thaler hatte betrogen werden sollen. Einer der Angeschuldigten gestand auch ein, daß er im Theater, wenn das Gedränge um die Punschbude groß sei, sich ein Glas Punsch geben lasse und sich dann eiligst entferne, ohne dasselbe zu bezahlen. — Eine Fayance-Händlerin, die auf auswärtigen Markt gefahren war und am 9. October zurückkehrte, fand ihre Stube erbrochen und aus einem verschlossenen Kasten entwendet: 12 Ellen rosa und bunte Bänder, 30 Thaler in 1/1, 1 großes Laken, 3 Dutzend engl. Tassen (sogenannte Milchmädchen-Tassen), 1 goldenen Ring sign. K., 1 schwarz wollenes Umschlagetuch, 1 silberne Schwammdose in Form einer Terrine, 1 schwarze Stuff-Schürze, 12 Hemden sign. K., 3 feine Handtücher sign. R. S., 1 rothen Regenschirm und 1 blautuchene Jacke, mit schwarzem Band besetzt und bezogenen Knöpfen, zusammen 60 Rthlr. werth. Nach langer Bemühung gelang es, die Thäter in zwei noch nicht bestraften Sackträgern und einer Wittwe zu ermitteln. — Einem Gutsbesitzer wurde am 23. November 1 schwarzer Schaafspelz mit blaugestreifter Leinwand, 12 Thlr. werth, vom Wagen entwendet, ohne daß der Thäter bisher ermittelt werden konnte. — Am 22. v. M. wurden einem auswärtigen Hofbesitzer hierselbst ein neuer Ueberrock, 25 Thlr. werth, vom Wagen entwendet, derselbe wurde bei einem Arbeitsmanne vorgefunden, der ihn von einem Observaten gekauft haben will. — Am 23. v. M. wurde einem Schiffer aus Elbing 1 Faß raffinirtes Rüböl, 31 Thaler werth, entwendet. Die Diebe, 3 Observaten, boten dasselbe einem hiesigen Kaufmann zum Kaufe an, und da dieser Verdacht schöpfte, wurden die Diebe ergriffen und der Diebstahl entdeckt. — Ein hiesiger Schauspieler pflegte, wenn er sich etwas von Hause auf das Theater holen ließ, Etwas zum Zeichen mitzuschicken, damit nicht fremde Personen in seinem Namen von Hause etwas nehmen konnten. Als eines Tages das Dienstmädchen des Schauspielers ein Schnupftuch erhielt, um dasselbe zu ihrer Legitimation vorzuweisen, benutzte dies ein jüdischer Knabe und ging in die Behausung des Schauspielers, um das so eben als Zeichen gesendete Taschentuch zu holen. Dieser Betrug wurde ermittelt, das 2 Thlr. werthe, für 6 Sgr. verkaufte Tuch herbeigeschafft und hiebei entdeckt, daß der Bube einem andern Schauspieler ein Paar Stiefel, 4 Thlr. werth, vom Theater entwendet und für 18 Sgr. verkauft hatte.

Provinzial-Correspondenz.

Gumbinnen, den 29. November 1840.

Ares und Hymen sind für uns nunmehr die Gottheiten des Tages. Wiewohl es gar wenig den Anschein hat, als würde der erstere seine mörderischen Waffen entblößen, seine blutige Fackel schwingen, so zündet doch der letztere seine beglückende in der That gar häufig an und damit zu noch höherer Gluth manch liebeselig Herz. Ihm fallen wirklich — aber nur beneidenswerthe Opfer. Was indessen die Hauptsache dabei ist: beide Olympier eröffnen einen bewegten Kampfplatz allen politischen Kannegießern und ängstlichen Erforschern jedweder Familien-Begebenheiten, bieten besagten Demosthenen beiderlei Geschlechtes den unerschöpflichsten Stoff dar, die bewundernswerthe Volubilität ihrer Zungen zu bekunden. Uns drängt sich dabei vorzüglich eine Bemerkung auf, daß, wie es nach dem Sprichworte heißt, „willst Du gelobt sein, so stirb" — so noch füglich hinzugesetzt werden könnte: „und willst Du ohn' Ende besprochen, ja bekrittelt werden, so verlobe oder verheirathe Dich!" Hiebei verwahren wir uns jedoch ausdrücklich — und das gilt besonders dem schönen Geschlechte — gegen den betrübenden Verdacht, als wollten wir damit irgend Jemandem abgerathen haben, sich in so süße Fesseln zu schmiegen; nein, das sei ferne von uns! — Vor einigen Wochen hatte sich nach einem Dorfe des Stallupöner Kreises ein Dammhirsch verirrt, wie man vermuthet, aus dem Thiergarten des Grafen v. Keydell aus Gilgudischken. Bald ward das edle Wild von zweien ganzen Dorfschaften rastlos verfolgt und endlich in einen Bruch getrieben, wo man das beinahe zu Tode gehetzte einfing. Lebend wurde es sodann hieher gebracht und dem Forstrathe, Herrn von Dallwitz, überliefert, der es selbst erlegte. Referent hatte selber Gelegenheit, es zu sehen; es war ein stattliches, schönes Thier, mit langen, weit ausgebreiteten Geweihen — tröstlich wenigstens noch, daß es von edler Weidmannshand gefallen und nicht von derben Bauerfäusten zu Tode geprügelt worden. Der Käufer, welcher es bei einer öffentlichen Versteigerung für 5 Thlr. erstanden, zog sicherlich erklecklichen Gewinn daraus. Wie sehr aber ein solch edles Thiergeschöpf interessiren kann, das empfanden wir jüngst hier bei der Anwesenheit einer durchreisenden Menagerie auf's Lebhafteste. Ein riesiger Leu war es, der uns recht lebendig jene schönen Verse eines deutschen Dichterfürsten ins Gedächtniß rief: „Wüstenkönig ist der Löwe u. s. w." Und fürwahr, es lag Königliches in dieser Haltung, es leuchtete glühend hervor aus dem stolzen Blicke, und ein sichtbarer Anflug inneren Leidens, hinsterbender Herrscherkraft vermehrte nur noch die Majestät des in Banden der Knechtschaft schmachtenden Wüstenkönigs. — Daß auch wir den Geburtstag Seiner Majestät des Königs mit einem Festmahle und Tages darauf mit fröhlichem Reigen gefeiert, ist in diesen Blättern bereits mitgetheilt worden. Erwähnenswerth scheint uns jedoch ein Umstand dabei, und es hat gewiß Mancher sich im Stillen mit uns die Frage aufgeworfen: warum man denn durch gar keine Anzeige auch auswärtige Theilnehmer, jenen Festen sowohl, wie der Einweihung der Salzburger Hospital-Kirche beizuwohnen, eingeladen? Geschah das vielleicht aus demselben Grunde, weßhalb eine neue Kotterie hochansehn — (doch silentium de hac re!) —? Oder genügte man sich selbst schon so über die Maaßen? Wir dächten aber, je mehr und verschiedenere Stimmen mittönten, desto heller erklänge der Zu-

welcher harmloser Freude; und je mehr Herzen beisammen von edlem Frohsinne glüheten, desto freudiger und höher müßte die Flamme allgemeinen Froh- und patriotischen Hochgefühles emporlodern! B. G.

Dirschau, den 1. December 1840.

Bei dem eingetretenen stärkeren Frost zeigte sich bereits heute gegen Mittag Grundeis im Weichselstrom, weßhalb denn auch Nachmittags mit dem Abfahren der Schiffbrücke angefangen und solche bis zum Abend ans Land gebracht wurde. Vorläufig wird die Passage mit dem Plattprahm an der Leine bewirkt, doch ist es zweifelhaft, ob leztere bei dem sich vermehrenden Eise über Nacht wird liegen bleiben können. Das Wasser ist noch immer sehr hoch und steht 13 Fuß 2 Zoll.

Verantwortlicher Redacteur: Julius Sincerus (Dr. Lasker.)

Druck und Verlag von Fr. Sam. Gerhard.